

VALENTIN MERKELBACH

„Im Heim ist es eigentlich ganz schön“Gudrun Mebs: *Sonntagskind*¹**Was wird erzählt?**

Das „Sonntagskind“, das im Buch auch nur so genannt wird, hat nie erfahren, warum es seine Eltern als Baby in ein Heim gegeben haben. Es hat lange auf „Sonntagspatenteltern“ warten müssen. Das sind Erwachsene, die sich ein Heimkind aussuchen, mit dem sie den Sonntag außerhalb des Heims verbringen. Als endlich die Zeit des Wartens zuende ist, sind es keine „Eltern“, sondern eine Frau wird dem Mädchen angekündigt, die kein Kind sich aussuchen will, sondern am Sonntag das Kind abholen wird, das ihr die Schwestern an die Hand geben. Bis dahin ist für das Mädchen eine quälend lange Zeit, die es ausfüllen sucht, indem es sich diese fremde Frau als eine rechte Wohlstandsmami ausmalt, die auch den Makel, allein stehend zu sein, auszugleichen vermag.

Die Frau kommt am Sonntagmorgen – zu spät – und enttäuscht im Laufe dieses Tages alle von dem Kind in sie gesetzten Erwartungen. Sie kommt ohne Auto, ist klein, jung, sieht mit ihrem Kurzhaarschnitt wie ein Junge aus und lebt als Kinderbuchautorin in einer Wohnung, die sehr stark kontrastiert zur pehblen Heim-Ordnung, wo alles seinen festen Platz hat.

Trotz dieser Irritationen an diesem ersten Tag des Kennenlernens kann sich das Mädchen endlich am Abend bei der Zimmergenossin Andrea revanchieren für deren begeisterte Schilderungen ihrer Sonntagsausflüge mit den „Sonntagseltern“. Eine Kinderbuchautorin, die sogar schon ein richtiges Kinderbuch veröffentlicht hat, – das ist für die lesebegeisterte Andrea schon etwas! Das Sonntagskind, vom unerwartet Fremden wie der respektvoll offenen Art dieser Ulla, wie sie die Sonntagsmami nennen darf, gleichermaßen fasziniert, hofft auf einen zweiten Sonntag. Der kommt und ein dritter kommt auch, und es entwickelt sich eine ganz heftige Zuneigung zu dieser Frau, die erwidert wird und den Wunsch weckt, immer bei ihr zu bleiben.

An einem Sonntag, an dem Ulla nicht kommt und das Mädchen in Angst und Verzweiflung stürzt, erfährt es von der Schwester, dass Ulla Sonntagskind adoptieren will, was sie leichter zu erreichen hofft, wenn sie sich mit ihrem Freund Christian auf eine Heirat einlassen könnte. Darüber soll an diesem Sonntag gesprochen werden. Das Warten auf den nächsten Sonntag kann das Mädchen – „warte-krank“ – nur aushalten, indem es dem „blöden Karl“, der nie Sonntagsglück genossen hat, alles erzählt, obwohl der „sowieso beinahe nichts“ versteht. Sie baut ihm Lego-Greifzagger und verspricht ihm, der dabei „gestrahlt und immerzu genickt und

überhaupt nicht gesabbert“ hat, wenn das mit der Adoption klappt, an einem Sonntag ihn abzuholen und mit ihm und den „Eltern“ einen Ausflug zu machen.

„Da muß er aber schon unheimlich lieb sein. Und immer an der Hand vom Christian gehen. Das muß er mir versprechen. Weil, die Hand von der Ulla, das ist meine Hand. Das muß er einsehen.“ (S. 107)

Am Sonntag erscheint Ulla mit Christian. Das Sonntagskind erfährt, es sei zwar noch nicht adoptiert, werde aber auf Probe zu Ulla, ihrer „Probemami“, ziehen und nach einer „Probhochzeit“ bald auch einen „Probepater“ bekommen. Und der Karl, den das Sonntagskind in diesem Augenblick höchsten Glücks „Probepater“ nennt, sagt seinen ersten ganzen Satz: „Ich bin dein Sonntags-Bruder!“ (S. 110)

Wie wird erzählt?

„Ich bin ein Sonntagskind.“ So beginnt die Geschichte, die erzähltechnisch ein innerer Monolog ist, nur unterbrochen von Dialogen, die von der achtjährigen Erzählerin im Wortlaut wiedergegeben, aber fortlaufend auch ausgiebig kommentiert werden:

„Wir machen einen Ausflug, willst du?“ sagt die Ulla und drückt meine Hand, und ich drücke zurück. Nicht stark, nur so, daß sie's merkt. Ausflug. Prima.“ (S. 56)

Die Ich-Erzählerin erzählt zwar im Rückblick, doch zwischen dem erzählenden und dem erzählten (erlebenden) Ich ist keine zeitliche Distanz spürbar, was formal auch durch das Erzählende Präsens zum Ausdruck kommt. Wie sehr dieser Erzählerbericht auf der Höhe der laufenden Ereignisse bleibt, wird dort besonders deutlich, wo er auf Zukünftiges verweist:

„... Aber die Ulla gefällt mir viel besser, das weiß ich jetzt. Bloß ihre Haare. Wenn sie die einfach wachsen lassen täte, das kostet ja nichts, dann würde sie nicht mehr so ausschauen wie ein Bub. Dann wär' sie sogar richtig wie eine Frau. Ich sag' ihr das mal, später ...“ (S. 57)

Die Ich-Erzählsituation gibt der Protagonistin alle Möglichkeiten der Selbstreflexion und des Selbstausdrucks und lässt alle übrigen Figuren nur vermittelt zum Zuge kommen. Das ist für die Autorin ein ziemliches Wagnis, weil sie sich vollständig dieser Achtjährigen ausliefert, und die spricht eine sehr direkte, zupackende Umgangssprache, die auch dort von hoher Eloquenz ist, wo das Sonntagskind, wie bei der ersten Begegnung mit Ulla, kein Wort herausbekommt, dies aber im Innern wortreich kommentiert:

„Ich weiß, jetzt muß ich eigentlich was sagen: 'Guten Tag, Sonntagsmami', oder mindestens 'Guten Tag, Frau Fiedler, und vielen Dank, daß ich kommen darf' oder sowas. Aber ich kann nicht, ich kann einfach nicht. Ich hab' da irgendwas in der Kehle.“ (S. 25)

Oder wenn sie, witzig und derb, aufs Heim zu sprechen kommt:

„Im Heim ist es eigentlich ganz schön. Das Haus ist so ein altmodisches Haus mit einem Stückchen Park drumherum. Das hat mal früher 'Villa' geheißen. Jetzt heißt es 'Vollwaisenhaus', weil es voller Waisen ist. Die Waisen, das sind wir, weil wir keine Eltern haben. Wir sagen heimlich 'Vollscheißhaus' dazu, aber bloß heimlich, denn wenn das die Schwester Franziska hört, auweia, dann gibt's Krach ...“ (S. 7)

Die Stelle zeigt auch, wie sehr die scheinbar natürliche Alltagsrede stilisiert und gelegentlich bis zur Kabarettreife verdichtet wird. Dabei entsteht eine höchst bunte, pralle Kinderfigur, so recht in der Pippi-Tradition, die von der Autorin bis an den Rand des Zumutbaren als Erzählmedium genutzt wird, – eine Kunstfigur, wie es sie nicht wirklich gibt, der kruden Realität aber als Möglichkeit vorgehalten wird, damit sich LeserInnen im Vergleich mit der eigenen Wirklichkeit „eine Scheibe abschneiden“ können.

Eine Kunstfigur ist natürlich auch die zweite Protagonistin dieses Kinderbuchs, die Sonntagsmami Ulla, wie sie – mit den Augen vom Sonntagskind wahrgenommen – auftaucht mit Bonnelmütze, am großen Schreibtisch auf Holzböcken Kinderbücher schreibt, ungeniert mit ihrem „Kind“ in die Badewanne strigt, und das an diesen ersten Sonntagen des Kennenlernens, an denen das Riesenproblem des Fremdseins und Vertrautwerdens im Mittelpunkt steht und die übrigen Probleme, die diese Ulla gewiss auch hat – mit schlechtbezahltem Kinderbuchschreiben vielleicht oder mit dem Lehrer Christian – außenvor bleiben und vor dem Sonntagskind abgeschirmt werden.

Was im inneren Monolog der Erzählerin und im Gespräch über diese unübliche Sonntagsmami bekannt wird, ist so sehr geprägt von Offenheit, Respekt und Sensibilität, ist so unorthodox mütterlich-menschlich, dass es für alles Konventionelle, Spießige, Unlebendige in uns, ob wir nun acht oder achtzig sind, eine wunderbare Provokation darstellt, die vom Sonntagskind offensichtlich produktiv genutzt werden kann nach dem Schock der ersten Begegnung, wobei die Herausforderungen des Alltags in dieser beginnenden Partnerschaft zwischen Sonntagskind und Sonntagsmami noch bevorstehen. Das muss gegen den Einwand gesagt werden, das schöne Buch ende leider in Friede-Freude-Eierkuchen. Das gezeichnete Schlussbild – das Sonntagskind an der Hand Ullas, die Christians Hand hält, dessen freie Rechte Karli im Laufschrift zu fassen kriegt – ist ein Sonntagsbild, ein schönes, nicht mehr.

Eine dritte Kunstfigur, Karli, ist die wohl am wenigsten utopische und ist doch – der weniger behinderte Bruder von Härtlings Hirbel – eine große Bereicherung dieses Kinderromans. Karli, der ohne Chance ist, am Sonntag einmal dem Heim zu entkommen, ist bis zuletzt für das Sonntagskind der „blöde Karli“, auch wenn sich zwischen den beiden eine Beziehung entwickelt, die zwar nichts mit „Liebespaar“ (Andrea) zu tun hat, eher eine Notgemeinschaft von wachsender Innigkeit darstellt; sie erhält eine neue Qualität in einer ganz prekären Situation, in der eine

Schwester dem Sonntagskind im heftigen Streit mit der Zimmergenossin droht, man müsse sich noch einmal überlegen, ob man „unter den Umständen“ die Sonntagspartnerschaft aufrechterhalten könne. In dieser verzweifelten Lage, in der die Tränen fließen und auch der „Lutschhasi“ keine Trost mehr sein kann:

„Da spüre ich plötzlich was neben mir, da krabbelt was auf meiner Decke, neben meinem Ohr.

Ich drücke den Lutschhasi fester an mich und rutsche tief unter die Decke. Da ist jemand, aber ich will nicht, daß da jemand ist.

Es krabbelt aber weiter, und eine Hand schiebt sich unter die Decke und erwischt meinen Kopf und krabbelt auf meinem Kopf. „Geh weg“, sage ich unter der Decke, aber die Hand hört nicht, die krabbelt weiter. Die Andrea ist das nicht, die krabbelt nicht. Die zwickt.“ (S. 47f.)

Es ist „Karli, der blöde“, der neben ihrem Bett steht und den sie anzischt „Hau ab“, aber

„Der Karli geht nicht weg, er schaut mich groß an und sabbelt was, und Spucke läuft über sein Kinn, und er fängt an, über meine Backe zu streichen, genau da, wo meine Tränen sind. „Weinen“, sagt er und schüttelt den Kopf. Und langt in seine Hosentasche und zieht einen Bonbon raus und hält ihn mir hin. Ein klebriger Bonbon, wo Fasern dran hängen und sonst noch was, und den will er mir geben! Ehe ich noch den Kopf schütteln kann, stopft er ihn mir auch schon in den Mund und grinst zufrieden dazu, und dann hebt er einfach meine Decke hoch und schlüpft neben mich und fängt wieder an, meine Backe zu streicheln. So was. Das hat der Karli ja noch nie gemacht. So was soll er auch nicht machen.

Aber irgendwie schaffe ich es nicht, den Karli aus dem Bett zu schubsen ...“ (S. 48)

Der Höhepunkt ist dann der schon erwähnte „Probebruder“ Karli mit seinem ersten ganzen Satz vom „Sonntags-Bruder“, was noch lange nicht heißt, dass das Sonntagskind nicht eifersüchtig darauf achten wird, dass dieser „Sonntags-Bruder“ nicht den Probeeltern zu nahe rückt.

Neben dieser Figurenkonstellation Sonntagskind-Ulla-Karli sind alle übrigen Figuren und Beziehungen, auch die zwischen Sonntagskind und der Zimmergenossin Andrea, eher normal, wenn auch sorgfältig gestaltet und nicht, wie in Kinderbüchern häufig, klischeehaft abgehandelt.

Die über wenige Wochen sich erstreckende Handlung kommt in Gang durch den im Titel angesprochenen Wunsch, nicht nur als Sonntagskind geboren zu sein, sondern ein Heim-Sonntagskind zu werden, und sie spitzt sich dramatisch zu durch den weitergehenden Wunsch, auch ein Alltagskind bei Ulla zu werden (Adoption). Diese zentralen Motive sind zugleich das Hauptthema für die Ich-Erzählerin, nicht aber das Thema der Geschichte. Der thematische Subtext, der aufgrund der personalen Ich-Erzählsituation ohne ausgesprochene Didaktik auskommt, ist die Situation von Kindern, die ohne Eltern aufwachsen und die auch in Heimen, die nicht die Hölle sind, mit Schwestern, die sich durchaus im Rahmen des Möglichen kümmern, ja gelegentlich sogar liebevoll und rätlich sind, dennoch nach „Eltern“ sich